Haus und Welt

Mutterglück

Ihre blauen, sanften Blicke sinken
Auf ihr Kindlein, lieblich an der Brust.
Denn von ihrer Seele will es trinken,
Von den Schmerzen und von höchster Lust.

Seltsam zuckt ein wonniges Erbeben,
Ueberströmt ihr Antlitz hell und rein.
Und dem kleinen, zarten Menschenleben
Darf sie Größtes auf der Erde sein.

Manchmal sich die kleinen Händchen rühren,
Ihre Brust bestreicheln wie mit Flaum.
Dann durchzittert sie ein holo Verspüren,
Und sie lächelt wie im schönsten Traum.

Ganz von tiefster Seligkeit umfangen,
Leuchten ihre Augen auf das Kind.
Und ihr Denken kennt nur ein Verlangen:
Daß die Händchen bleiben, wie sie sind.

Die verdorbene Torte

Frau Bornel zerriß, genau der gelochten Linie folgend, den Umschlag des Telegramms und las:

„Nicht auf uns zählen. Erkrankt. Grüße Betsy."

„Wie ärgerlich!" sagte sie zuerst, dann: „Unerhört! Erkrankt! — ein schöner Grund. Und ich habe alles schon vorbereitet!"

„Das kann doch nur uns passieren!" meinte Herr Bornel. Frau Bornel überlegte: „Man kann die Sache vielleicht noch einrichten. Morgen kommen die Nolots. Die Torte wird noch frisch sein, da brauche ich nichts anderes."

Aber als man am nächsten Abend gerade im Salon anzünden wollte, kam ein zweites Telegramm

„Kommen leider heute unmöglich. Verzeihung. Nolot."

„Das ist schon wie verabredet", sagte Herr Bornel. Frau Bornel erblaßte bis in die Lippen. Sie konnte diese Hartnäckigkeit des Schicksals nicht verstehen und riß den Mund weit auf, um nur möglichst viel beleidigende Worte zu sagen.

„Einen um 9 Uhr zu verständigen, welche Ungezogenheit!" — „Besser spät als nie" begnügte Herr Bornel. „Uebrigens, beruhige dich, mein Schätzchen, sonst wirst du noch platzen!"

„Du hast gut lachen. Dieses Mal ist die Torte unwiderruflich verloren."

„Essen wir sie morgen zum Mittagessen!"

„Wenn du glaubst, daß ich für uns eine Torte kaufe —"

„Gewiß, gewiß. Aber da wir doch nichts anderes tun können, sollten wir uns, glaube ich, mit guter Miene dazu bequemen."

„Also gut, werfen wir eben unser Geld zum Fenster hinaus", sagte Frau Bornel verbittert.

In ihren Hausfrauengefühlen verletzt, verbrachte sie eine schlechte Nacht, fuhr immer wieder erschreckt auf, während ihr Mann den Schlaf des Gerechten schlief und vielleicht von Vanillecreme träumte.

„Er freut sich schon", lachte sie zornig.

Aber was man versprochen hat, das muß man halten. Nach dem Mittagessen trug das Mädchen, nicht ohne besondere Vorsichtsmaßregeln, die Torte auf. Die Bornels betrachteten sie. Sie war eingesunken. Die Creme war gelb geworden, drang durch die Spalten nach außen, und die Torte begann in dieser Creme zu ertrinken. Hatte die Torte ursprünglich einer stolzen Burg geglichen, so entsprach sie jetzt keiner Art von Bauwerk mehr, wenigstens keinem, das noch nicht eingestürzt war. Herr Bornel behielt seine Beobachtungen für sich, und Frau Bornel begann die Torte in zwei Teile zu schneiden. Während sie sorgsam bemüht war, diese Teile gleich zu gestalten, sagte sie: „Aha, du schielst schon nach dem größten, du altes Leckermaul!"

Ihr Messer verschwand in der Flut der überquellenden Creme, kratzte auf dem Teller, daß man es in allen Zähnen spürte, aber es gelang ihr nicht, die Grenze festzusetzen, reinliche Trennungswege zu schaffen — immer wieder floß ein Teil in den anderen hinüber. Verzweifelt schob sie die Hälfte der Torte auf ihres Mannes Teller.

„Na also, jetzt stopf dich voll!"

Herr Bornel füllte einen Suppenlöffel voll, blies auf die Creme, weil sie ihm überaus kalt vorkam, und schob das Ganze auf einmal in den Mund. Seine Zunge wollte nicht schnalzen. Er verzog das Gesicht, dann lächelte er verlegen:

„Ich glaube sie hat einen kleinen Beigeschmack", sagte er.

„Also, da hat man's", sagte seine Frau. „Nichts als Launen. Meiner Treu, ich weiß schon nicht mehr, was ich dir vorsetzen soll. Ach Gott, wie bin ich doch unglücklich mit diesem Manne."

„Koste doch selbst", erwiderte Herr Bornel schlicht.

„Ich brauche nicht zu kosten. Ich weiß von vornherein, daß sie keinen Beigeschmack hat."

„Koste trotzdem. Nimm nur einen Löffel voll, nur einen einzigen!"

„Auch zwei, wenn du willst", knurrte seine Frau. Wirklich schluckte sie zwei Löffel voll hinunter.

„Nun — und? Was willst du denn von der Torte? Vielleicht ein bißchen weich, sonst tadellos."

Aber sie aß nicht weiter. Sie war nicht weit von Tränen, als ihrem Mann ein Einfall kam.

„Weißt du, du hast eigentlich dem Hausbesorger schon lange nichts zukommen lassen, und ich glaube auch, daß er seit Neujahr immer weniger aufmerksam geworden ist. Bringen wir also ein Opfer, geben wir ihm die Torte. Schließlich haben wir noch ein ganzes Leben vor uns, um uns andere Torten zu kaufen, nicht wahr?"

„Gib wenigstens dein Stück zurück", bemerkte Frau Bornel. Sie ließen den Hausbesorger kommen.

Nach Austausch der üblichen Höflichkeiten:

„Erlauben Sie mir, Ihnen diese Torte anzubieten", sagte Herr Bornel und hielt ihm die Torte hin.

„Sie sind allzu gütig", wehrte der Hausbesorger ab. „Sie berauben sich ja."

„Durchaus nicht", erklärte Herr Bornel, „sie geht mir schon bis daher." Er wies auf seinen Kehlkopf und streckte die Zunge heraus.

„Nehmen Sie nur", ermutigte Frau Bornel. „Sie berauben uns nicht. Das war für Sie bestimmt."

Der Hausbesorger hatte die Augen fest auf die Torte geheftet, bewegte die Nasenflügel, zögerte und frug plötzlich

„Sind in Ihrer Torte Eier drin?"

„Das will ich glauben", antwortete Herr Bornel, „ohne Eier gibt es doch keine feine Torte."

„Dann kann ich sie nicht essen. Ich vertrage Eier nicht."

„Aber was du auch alles weißt, lieber Freund", sagte Frau Bornel milde verweisend, „es ist höchstens ein Eidotter drin, um den Teig zu binden."

„Ich brauche nur eine Henne gackern zu hören, gnädige Frau, und mir wird übel."

„Glauben Sie mir", sagte Herr Bornel, „die Torte ist vorzüglich. Sie wird Ihnen schmecken."

Zum Beweis tauchte er den Finger ein und sog begeistert daran.

„Das mag schon sein", antwortete der Hausbesorger, „ich verstehe ja nichts davon. Jedenfalls mag ich sie nicht. Ich müßte mich übergeben. Entschuldigen Sie — ich danke bestens.

„Nehmen Sie sie für Ihre Frau."

„Meine Frau ist genau so wie ich — sie verträgt Eier nicht. Durch diesen Widerwillen gegen Eier sind wir ja eigentlich zusammengekommen."

„Also für Ihre Kinderchen!"

„Meine Jungen, gnädige Frau, ja — der große hat gerade Zahnschmerzen. Süßigkeiten sind nichts für ihn. Und der kleine, er versteht ja noch nicht, was gut ist."

„Schön", sagte Frau Bornel eisig. „Lassen Sie es, wir zwingen Sie ja nicht. Wir haben ja kein Recht dazu. Es tut mir sehr leid, mein Lieber."

„Schön", sagte Herr Bornel in einem Tone, als wehre er einen Bettler ab.

Sie waren gekränkt. Der Hausbesorger merkte ihre Verstimmung. Von Bedenken erfaßt, wollte er sie zartfühlend nicht mit diesem peinlichen Eindruck zurücklassen und frug artig:

„Sie sind doch ein Gelehrter, Herr Bornel, besitzen Sie nicht vielleicht unter Ihren Büchern ein Buch, in dem Glückwünsche für die Namenstage vorgedruckt sind? Das würde mir viel Vergnügen bereiten und mir sehr viel Arbeit ersparen. Ich würde Ihnen das Buch dann später wieder zurückgeben."

Er bekam nicht einmal eine Antwort. Verwirrt zog er sich rücklings zur Türe hinaus. Er war sich klar darüber geworden, daß er die Beiden beleidigt hatte und nahm sich vor, sie durch Freundlichkeit in seinem beruflichen Wirkungskreis wieder zu versöhnen.

„Der Esel!" sagte Herr Bornel. „Die Leute nagen ja am Hungertuch. Neulich sah ich ihren Kleinen an einem Salatblatt saugen."

„Es war ja nur Hochmut", erklärte Frau Bornel. „Er brannte ja vor Verlangen, die Torte mitzunehmen."

Sie führte diese Behauptung nicht weiter aus.

„Ach sind wir dumm", sagte endlich Frau Bornel. Sie drückte scharf auf den Knopf der elektrischen Klingel. Das Mädchen erschien. „Luise", sagte Frau Bornel trocken, „essen Sie das auf. Und heben Sie Ihren Kuchen für morgen auf.

Luise trug die Torte hinaus.

„Jetzt hoffe ich hat sie doch einmal genug Nachtisch bekommen. Sie wird die Torte mit selig geschlossenen Augen aufessen."

„Na, das weiß ich noch gar nicht", wandte Herr Bornel ein, „ich möchte jedenfalls nicht meinen Kopf zum Pfande geben. Das Mädchen verfeinert sich, wird Pariserin. Sie hängt sich Glasdiamanten in die Ohren."

„Ich weiß. Seitdem wir sie in unvernünftiger Freigebigkeit einmal in den Zirkus geführt haben, jongliert sie auch mit meinen Tellern. Aber so weit wird ihre Vornehmheit doch nicht gehen, daß sie gegen ihren Magen handelt."

„Na, ich bin noch gar nicht so sicher. Sie kann ebenso gut die Torte verschlingen, wie sie nicht anrühren."

„Das möcht' ich sehen!"

Sie warteten. Dann erhob sich Frau Bornel und ging, so von ungefähr, in die Küche. Glühend vor Empörung kehrte sie zurück. „Rate, wo unsere Torte ist?"

„Rat' nur, ich wette eins gegen hundert, daß du nicht darauf verfällst..."

„Ach, ich beginne zu ahnen..."

„In der Müllkiste!"

„Das ist doch stark!"

„Da soll man diesem Frauenzimmer Opfer bringen. Da soll man sie aus dem Dreck ziehen."

„Gnädige Frau, ich bin nicht hergekommen, um stinkende Torten zu essen." — „Aber ich schwöre bei Gott, daß sie für diese Frechheit bezahlen wird."

Unfähig, ihre Gefühle in Worte zu kleiden, streckte Frau Bornel die fünf Finger ihrer rechten Hand und die drei Finger ihrer linken Hand feierlich gen Himmel.

„Ich kann mir denken", sagte Herr Bornel und zog ein grimmiges Gesicht, „daß du ihr auf acht Tage gekündigt hast!"

„Das will ich meinen."

Sie saßen einander gegenüber und genossen ihre Rache. Sie fühlte ihre Ohren heiß werden, ihre Stirn erglühen und ihre Wangen sich röter färben. Herr Bornel aber wurde von einem Augenblick zum andern düsterer, wie ein sonnenbeschienenes Fenster, vor dem langsam, langsam der Vorhang heruntergerollt wird, der seinen Schatten ausbreitet.

Von Punta Arenas in die Wildnis

Punta Arenas ist der Durchgangshafen und einzige Aufenthaltsort der Schiffe, die beim Umfahren des neuen Weltteils die Magelhaenstraße passieren. Nur wenige Tausend Menschen leben dort in niedrigen Gebäuden an schnurgeraden Straßen und führen ein von der Außenwelt abgeschlossenes Dasein. Blickt man vom Schiff aus nach der Stadt hinüber, so gewinnt man den Eindruck einer vergessenen, in Schnee und Eis versunkenen Welt. Nur der Hafen mit dem Wald seiner Masten und rauchenden Schloten, läßt darauf schließen, daß Punta Arenas ein sehr wichtiger Handelsplatz des chilenischen Staates ist. Sein Reichtum besteht hauptsächlich aus großen Schafherden, die sich von den spärlichen Gräsern und Kräutern nähren, die der Boden erzeugt. Außerdem werden in der weiteren Umgebung der Stadt Erze und sogar Gold bergmännisch gewonnen.

Ein großer Teil der Bevölkerung sind Fischer. Ihre Boote beleben von früh bis spät abends die Gewässer der Meerenge, und wenn sie im Zwielicht des Sonnenunterganges dem Strand entgegenziehen, bergen ihre Fahrzeuge den reichen Fang, der aus allen möglichen Seetieren, wie Fischen, Seeigeln und riesigen Seespinnen, besteht.

Uns deutschen Matrosen schwand in Punta Arenas bald völlig das Gefühl der Fremdheit, das wir zuerst beim Betreten des fremden Bodens empfunden hatten. Die Stadt selbst konnte uns nicht besonders imponieren, und wir gingen deshalb nur selten dorthin, um unseren Bedarf an Tabak und dergleichen einzukaufen. Die Stätte, die wir oft und gern besuchten, war ein deutsches Gasthaus auf einem kleinen Felseneiland, das unweit des Strandes lag und mit niedrigen Bäumen bewachsen war. Dort war der Treffpunkt der deutschen Seeleute, die das Schicksal bei Ausbruch des Weltkrieges nach dem fernen Süden verschlagen hatte. Dort verlebten sie bei heißem Punsch die Abende in gedankenloser, glücklicher Geselligkeit und sprachen von der Heimat, ihren Frauen und Mädchen, und errechneten das Geld, das sie nach beendeter Reise in Hamburg erhalten würden. Niemand von den wetterharten Menschen, die hier zuweilen versammelt waren, ahnte, daß über ein halbes Jahrzehnt sie von der Heimat trennen und mancher seine Lieben nicht wiedersehen sollte.

Um diese Zeit lagen fünf deutsche Dampfer in Punta Arenas und warteten auf das Ende des Krieges. Die Eingeborenen kamen täglich mit großen Löschkähnen herüber, um das wertvolle Gut zu holen, das die Schiffsleiber bargen. Man hatte Fässer und Ballen an. Dampfwinden rasselten und fauchten, bis die klare kalte Nacht anbrach und ein Schlepper die Kähne fortführte. So setzte es sich fort und fort. Dann lief das Gerücht um, die deutschen Kreuzer aus Ostasien seien in der Nähe und hätten durch Funkspruch Kohlen angefordert. Bestimmtes wußte niemand zu sagen, aber alle freuten sich auf eine Abwechslung auf See und anderes Leben.

Unser Schiff lichtete eines Abends plötzlich die Anker, nachdem es vorher viel Proviant und lebende Schafe übernommen hatte. Wir vermuteten, daß unsere Kohlenvorräte, die wir in Antwerpen geladen hatten, an das Geschwader abgegeben werden sollten, und freuten uns, daß wir die ersten waren, die Punta Arenas verlassen konnten. So dampften wir denn ab. Das Heulen aller im Hafen liegenden Schiffe gab uns das Geleit. Als es verstummte, hörten wir wieder das Rauschen des Bugwassers als eintönige Melodie die Stille der Nacht unterbrechen.

In der Morgendämmerung, ehe das Sternenlicht am Firmament verblich, glitt die „Ramses" unter Volldampf in den Stillen Ozean hinaus. Die Berge des Feuerlandes lagen noch in einen Schleier violetter Dämmerung gehüllt und nur ganz allmählich verschwanden sie am östlichen Horizont, wo das Rot des Tages an der Himmelswand emporstieg.

Nun durchfurchten wir wieder die blaugrauen Wogen und blickten mit suchenden Augen umher, ob nicht irgendwo über der Oedheit des Meeres die deutschen Kriegsschiffe auftauchten. Hunderte von Meilen wurden täglich mit dem Rhythmus der Schraubenbewegungen nach allen Himmelsrichtungen durchmessen, aber von unseren Kreuzern fanden wir keine Spur.

Des fast neuntägigen Suchens müde, beschloß unser Kapitän endlich, ein Versteck in der Wildnis anzusteuern, um von dort aus mit dem Geschwader Fühlung zu nehmen. Zwei Tage kreuzte die „Ramses" vor der felsigen Küste des chilenischen Festlandes. Wir sahen Walfischherden, die hohe Fontänen in die kalte Luft bliesen. Seelöwen rasteten auf Felsblöcken, über die das Meer zuweilen seine Wassermassen hinwegwälzte, und die Luft wimmelte von kleinen Kaptauben, die munter ihre Künste ausübten.

Plötzlich steuerte unser Schiff die Küste an. Ganz vorsichtig schob es sich durch die Brandung in einen schmalen Meeresarm, der kaum größer war als das Schiff selbst. Dann glitt es an hochaufragenden Felswänden vorüber in ruhiges Fahrwasser mit einem sandigen Strand, der mit Felsstücken übersät war und wie ein weißes Band das Grün eines Urwalddickichts durchlief.

Als die Dunkelheit sich auf die Wildnis herabsenkte, ankerten wir in einer kleinen Bucht, die düsteres Wasser hatte. Gewaltige Berge schlossen uns ein, und wir erschauerten vor einer Masse schwarzen Schattens, die sich lautlos schleichend auf das Gebirgsmassiv herabließ. Erst als der Mond aus den Wolken hervortrat und die wilde Landschaft mit seinem bleichen Licht überflutete, begaben wir uns zur Ruhe.

In der Jammerbucht, wie wir später das Versteck nannten, richteten wir unser Leben wieder ein. Zunächst beschäftigte die neue Umgebung unsere Sinne. Der weiße Sand des flachen Strandes, die aufflatternde Brandung eines kleinen Felseneilandes und die urwaldbedeckten Berge der Cordilleren lenkten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir wunderten uns, daß die Seevögel sich friedlich neben unseren Booten tummelten und nicht davonschwammen, wenn wir unsere Hand danach ausstreckten.

Dann freuten wir uns über die schönen rosaroten und blauen Muscheln, die wir am Strande fanden, und wenn es sich fügte, daß wir das Grün der Urwaldbäume als Futter für die Schafe herbeiholten, die wir lebend an Bord mitführten, so erzählten wir den zurückgebliebenen Kameraden am Abend von den unentwirrbaren Laubkronen der Wildnis, ihrem Gestrüpp und Rankenwerk, und den Mückenschwärmen, die aus dem feuchten Moosteppich auf uns eingedrungen waren.

So verging die Zeit, und alles wiederholte sich wie der gleichmäßige Atem eines gesunden Lebens, Arbeit, Essen und Schlaf. Urwald, Wasser und Sonne, und dazu die lautlose Stille der Wildnis ringsum.

Dann erwachten wir eines Morgens und waren überrascht, von dem Vorhandensein grauer Nebelschwaden, die sich über Nacht auf unser Versteck herabgelassen hatten. Wolkenbruchartiger Regen überflutete das Schiff, das bebend wie ein Roß vor den Ankern stampfte, und von den Bergen strich der Wind eisig zu uns herüber.

In den Wochen der Regenzeit, die nun folgte, lernten wir kennen, was Nässe und Kälte vermögen. Kein Stückchen Wäsche konnte sich am Leibe oder in der Seekiste Trockenheit wahren. Selbst unser Oelzeug verfaulte uns buchstäblich am Körper, und die Vorräte an Proviant, die wir mitführten, verdarben, weil wir kein Eis mehr hatten. Die Not wurde von Tag zu Tag größer. Ihren Höhepunkt erreichte sie aber, als unter der Mannschaft das furchtbare Gespenst des Skorbuts zu wüten begann. Da sah man verzerrte Züge in aufgedunsenen Gesichtern, auf denen auch der Branntwein kein Lächeln hervorzaubern konnte. Hart und schwer wurden sie alle, die Kameraden, und die Wärme des Fühlens konnte bei ihnen nur niedrig am Boden bleibende Gewächse treiben.

Schon machten sich die Anzeichen einer Meuterei bemerkbar, als endlich ein Retter erschien. Er kam in Gestalt des Hilfskreuzers „Seidlitz", der, vom Geschwader entsandt, eines Sonntagmorgens majestätisch in unser Versteck eindampfte. Sein Verdeck wimmelte von uniformierten Matrosen, und wir hörten Kommandorufe und die Geräusche, die die Ausführung der Befehle begleiteten.

Ganz in unserer Nähe ging das schwarze Schiff vor Anker. Ein Boot, das herabgelassen wurde, näherte sich uns rasch, und bald stiegen die Insassen, hohe Offiziere des Kreuzers, an Deck der „Ramses" Wir erfuhren, daß sofort mit der Uebernahme der Kohlen begonnen werden sollte, weil das Geschwader sehr verlegen darum sei. So bereiteten wir denn mechanisch die Löscharbeiten vor.

Nachmittags wurden die beiden Kolosse nebeneinander befestigt. Für die Nacht brachten wir in den Masten Scheinwerfer an und stiegen dann in den Schiffsraum hinab. Bald rasselten die Dampfwinden ihre nervenerregende Melodie. Große Körbe, die an Stahltrossen befestigt waren, sausten durch die geöffneten Luken herab, und wir füllten sie mit den gepreßten Kohlen, die wir in Antwerpen als Ladung für Chile übernommen hatten.

Das war Arbeit bis in die sinkende Nacht, und wiederholte sich mit jedem neuen Tag. Immer warteten wir, daß die Stunde käme, wo die Ermattung, die uns alle umfaßt hielt, in den Schlaf übergehen würde. Die Zeit des Kohlens mußte ja vorübergehen. Sie mußte vorübergehen, denn einmal würden die Vorräte erschöpft sein. So ermunterten wir uns, wenn einige Kameraden unter der fürchterlichen Anstrengung zusammenbrachen, und wir sie mit dem nächsten Korb auf das Verdeck des Schiffes hinaufbeförderten.

Und eines Abends dampfte die „Seidlitz" schwerbeladen ab. Nun war auch die Stunde nicht mehr fern, daß unser Schiff die Stätte des Elends verlassen konnte. Wie freuten wir uns auf das neue Leben, und wie oft sprachen wir davon, wie wir es uns einrichten wollten.

Zwei Tage später, nachdem alle Schiffsräume gründlich von Kohlenstaub gesäubert waren, knallten die ersten Seen des Stillen Ozeans gegen die Planken der „Ramses". Der Anblick des Meeres verwischte auch den letzten Groll im Herzen der so gequälten Menschen, und nach langer Zeit kam wieder die Ziehharmonika zu Ehren, die bis dahin in irgendeiner Ecke des Mannschaftsraumes geschlummert hatte.

Die Maske

Von Lola Landau.

„Nehmen Sie Ihre Maske ab!"

Er rief es seiner Tänzerin zu. Sie hielten in einer Laube von grünen und hellrosa Papierblumen. Das stampfende Brausen des Festes durchschütterte sie noch, als sie still standen und ihre Hände sich los ließen. Nach dem heftigen Tanz schienen beide auf einer ungeheuren Schaukel auf- und niederzuschwingen. Flatternde Farben jagten an ihnen vorüber.

Sein klares, geschlossenes Gesicht bekam plötzlich bei dem wilden Wunsch, sich ihre Züge zu entschleiern, den Ausdruck eines eigensinnigen Knaben. Er umarmte sie mit seinem Blick: den geschmeidigen Körper in der rotseidenen Jacke der Türkin, den breiten braungoldenen Gürtel, die sanften blühenden Arme, die sich bis zum Ellbogen nackt aus weiten Aermeln hoben und endlich das Gesicht, das beinahe völlig von einer schwarzen Maske verdeckt war.

„Nehmen Sie die Maske ab! Sie versprachen es mir für diese Stunde."

„Nein, heute abend nicht."

„Warum nicht?"

Sie schwieg. Er sah sie lächeln, oder ahnte nur unter dem schwarzen Stoff der Larve ein Lächeln zittern. Ihr verhülltes Gesicht — daß sie ihn mit ihrem versteckten Mienenspiel betrügen und verhöhnen könnte, brachte ihn in Raserei. Sein Blick brannte auf ihrer Maske, glaubte sie durchbrennen zu müssen bis in das Geheimnis der Beseelung. Er wollte diese Augen erraten, die Form dieses Kinns, die Fläche dieser Wangen, diesen Mund. Was ihre sprechenden Bewegungen ihm gesagt hatten, sich durch ihr Antlitz wiederholen lassen. Denn alles bei diesem Mädchen sprach zu ihm, der aufjauchzende Tanzschritt, das leise Zucken ihrer länglichen, empfindsamen Hände die stürmische Bewegung ihres Hauptes, wie es vor seinem dichten Atem sich zurückwarf und ihm doch näher, inniger schien, je weiter es schwand. Endlich dorth'n blicken, wo die Seele in der Blüte des Gesichts aufbrach, ins Weiße der Seele hineinschauen.

Durch den schmalen Spalt der Larve sah er plötzlich ein Auge aufglimmen und griff in den Stoff, um die lästige Hülle abzureißen. Sie schrie leise auf, und schon war sie ihm entflohen, forttanzend in wirbelnder Schnelligkeit, so daß er sie erst nach einer Runde des großen Saales wieder ergriff und in sausendem Zweitakt weiter trug . . .

Während Erna allein tanzte, fiel sie zusammen im Entsetzen ihres wirklichen Gesichts. Stürzte zurück aus der Verwirrung der Lichter in ihre eigene Mißgestalt. Sie war häßlich. Häßlichkeit hatte ihre Züge entstellt und zerstückelt. Häßlichkeit hatte den Einklang ihrer Züge auseinandergerissen. Nun demaskierte sie sich vor ihrer eigenen grausamen Klarheit dachte die Larve fort. Und sah sich, wie sie wirklich aussah. Ihr entblößtes Gesicht mit der plattgedrückten Nase, dem breiten Mund, dieses flache, schiefe Antlitz, das nur Leeres zu reden schien.

„Welche verschwollene, beulenhafte Häßlichkeit," übertrieb sie in ihrer Erbitterung. Häßlichkeit ist Auswuchs, krankes Gewächs. Sie sah ihr Gesicht nackt in der ganzen hüllenlosen Grauheit vor ihm, der es entschleiern wollte, und die Verdammnis ihres Schicksals brach neu über sie herein.

So war es immer gewesen. Wenn aus ihrer reichen, liebreichen Seele Worte emporstiegen, klangen sie auf diesen reizlosen Lippen fahl und tonlos. Wenn ihre glänzende Seele den Strahl, den Blick hinaus sandte, ward er in ihrem Auge trübe und stumpf. Wer konnte je diesen Worten, diesen Blicken liebend entgegeneilen! Wenn Freundschaft sie auch umschlang, Liebe wandte sich ab.

Bei allen Freuden und Tänzen der Jugend war sie nur Zuschauerin, wo sie so gerne mitgelebt hätte. Immer saß sie in Nebenzimmern, unterhielt sich mit älteren, müden Frauen und schien selbst keinem Alter mehr anzugehören . . .

•

Aber heute zum erstenmal war Erna umworben. Es umglühte sie der starke Duft, der alle Frauen durchströmt, wenn sie Bewunderung fühlen. Lockung erfuhr sie, Abwehr, Flucht, Verfolgung, ja Liebe. Denn dem Manne, der sie den ganzen Abend so leidenschaftlich festhielt, war sie für die kurzen Stunden das einzige, das schönste Weib. Allerdings war das Glück erkauft durch listigen Betrug, durch die lügenhafte Verdeckung ihres Gesichts. Die Entlarvung wäre grauenvoll.

Bei diesem quälenden Gedanken spürte sie seinen Arm um ihren Gürtel, wieder war sie gefangen, und da zerflog alles Schwere. „Nur genießen," dachte Erna, „nur diesen Abend einmal leben, nichts von sich selber wissen, und die Seele in einem fremden, eingebildeten, schönen Körper tanzen lassen!" Sie beschloß, die Maske niemals vor diesem Manne zu lüften.

Gegen Morgen brachte er sie nach Hause. Die schlafenden Straßen lagen leer und tot in der weißen Helle. Ein gespenstisch erstarrter Tag blickte sie an. Doch strich schon frische Frühluft über die Dächer und netzte auch die erhitzten Stirnen der Maskierten wie kühles Wasser.

Es war, als ob sie selbst aus irgendeinem traumwirren Schlafsein zur Wirklichkeit neu erwachen müßte. Und da beugte er sich nochmals zu ihr und sagte diesmal leise wie ein Freund: „Warum wollen Sie eigentlich die Maske nicht abnehmen? Vertrauen Sie mir den Grund."

Sie bat nur: „Quälen Sie mich nicht,“ da ließ er behutsam ab. Und dann sprach sie nur über wirklich ernsthafte Dinge. Als sie sich trennten, verlangte er ein Wiedersehen. Sie schlug dies ab, gewährte ihm aber, sie in Briefen weiter anzureden. Damit begnügte er sich zögernd.

•

Diese Gespräche ohne die zerstreuende Wirkung eines verliebten Anschauens wurden zu dem tiefen Zwiegesang von zwei tönenden Menschen. Das Leben eines jeden floß strömend zu dem anderen hinüber. Sie kannten sich so gut, als wäre selbst ihre Kindheit eine gemeinsame gewesen. Sie halfen sich durch die abgerissenen und verknoteten Alltäglichkeiten des zusammengesetzten Tages zu dem Sinn eines ununterbrochenen rauschenden Lebensgefühls.

Bis zuletzt ein Brief von ihm kam, in dem er ihr Liebe gestand und sie pries als seine von der Vorsehung und allen Mächten das Seelenschicksals bestimmte Frau. Gleichzeitig drang er nun auf ein unmaskiertes Wiedersehen, das der Anfang ihrer Vereinigung für alle Zeiten sein sollte. „Ein solches Wiedersehen,“ schloß der Brief, „wird zwar nichts meinem Bilde von ihnen hinzufügen oder wegnehmen können. Denn die Seele bildet sich das Gesicht, und ich habe Sie längst mit lebendigsten Augen angeschaut.“

Als Erna diesen Brief gelesen hatte, blieb sie eine Weile unbeweglich am Schreibtisch sitzen. Auf einen Zettel malte sie mechanisch lauter große Lettern. Die Buchstaben hatten jubelnde spitze Aufstriche. Ihre Finger zuckten. Mit wütender Heftigkeit riß sie die Feder über das Papier und zerkratzte ihre Schrift. Darüber brach sie in Weinen zusammen.

Endlich erhob sie sich, ging vor den Spiegel und grub die Nägel in ihr Gesicht, als wollte sie Fetzen Haut aus ihren Wangen herausreißen. Plötzlich fiel ihr der Schlußsatz seines Briefes ein. Laut sagte sie ihn sich vor. Eine wahnwitzige Hoffnung kroch in sie hinein. Liebte er sie denn nicht, sah er nicht ihre innere Schönheit leibhaftig wie ein Antlitz vor sich? So würde er auch ihr Gesicht sich neu aus seiner Liebe formen und schön finden.

Mit einem Ruck setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihm, daß er sie morgen mittag im Park bei dem Sockel der Nymphe erwarten solle.

•

Die Nymphe stand auf einem breiten Rasenplatz. Kleine Sträucher warfen im Frühling ihr grünes Licht auf die steinerne, nackte Figur. Lieblich war sie, wie sie in sanfter Beugung der zarten Knie die Schale hielt. Die klassische Meißelung des schönen, schmalen Kopfes war etwas gemildert durch einen lächelnden Ausdruck.

Unruhig ging Erna die große Pappelallee auf und ab, die in den hellen Platz mündete. Da erblickte sie ihn, wie er am Rande der Allee auftauchte. Er schritt eilig. Den Hut hatte er abgenommen. Noch sah er sie nicht. Aber jetzt — —.

Da bemerkte sie das entsetzte Erstaunen, das auf sein Gesicht aufprallte. Er taumelte beinahe zurück. Sie wollte fliehen. Es war zu spät. Wieder beobachtete sie ihn, wie er seine Züge in gewaltsamer Beherrschung zusammenzog. In freundlicher Begrüßung gab er ihr die Hand. Einen Augenblick blieben sie vor der Nymphe stehen.

„Schön,“ sagte er, erschrak über das Wort und stockte.

Sie gingen schnell durch den Park, sprachen viel und vermieden es, sich anzusehen. Der Mann versuchte einige Male sich zu einer persönlichen Sprache zu zwingen. Er schalt sich feige. Immer schluckte er die Worte wieder hinunter. Eine quälende Beschämung, daß er von Aeußerlichkeiten so abhängig war, begleitete ihn dumpf.

Aber allmählich verstärkte sich das Gefühl körperlicher Abneigung gegen das Mädchen, das mit gesenktem Kopf, wie eine Schuldbewußte neben ihm her ging, zu Widerwillen und Haß. Sie hatte ihn hierher gelockt, unter der Maske ihm ein holdes, reizvolles Geschöpf vorgetäuscht, ihn tückisch betrogen. Sie hatte ihm die entsetzliche Verlegenheit dieser Stunde bereitet, ihm mit seinen verbundenen Augen Geständnisse abgeschmeichelt, daß er nun beinahe wie ein Wortbrüchiger vor ihr stand.

Nein, sie hatte keinen Takt, war ohne Seelenfeinheit. Sie hatte ihm schreiben können, sich vor ihm auf diesem Wege demaskieren können; aber ihn hierher bestellen zu der peinlichen Rolle, die er spielen mußte das war unpassend bis zur Schamlosigkeit. Er hatte sich auch in ihrem Wesen geirrt. Aber in diesem Blindekuhspiel sollte sie ihn gewiß nicht fangen.

Er blieb plötzlich stehen. „Ich muß leider in die Stadt zurück. Habe eine berufliche Zusammenkunft. Wir sehen uns natürlich wieder. Man muß sich doch in persönlichem Zusammensein erst kennen lernen. Briefe können nur Andeutungen unseres wahren Wesens sein, nicht wahr?“

Er verabschiedete sich. Ihre Hände berührten sich flüchtig. Er ging. Sie sah ihm nach in der vollen Klarheit, ihn nie wiederzusehen. Ihr Blick traf das steinerne Lächeln der Nymphe, das in höhnischer Schönheit über sie hinlächelte. In diesem Augenblick begriff sie ihr Schicksal und zugleich das Schicksal aller beschatteten und vernachlässigten Kreatur.

Eine unendliche Traurigkeit löste den Krampf ihrer Züge. Und jetzt sah sie beinahe schön aus. Aber er sah es nicht mehr. Er war schon weit entfernt...

Astrologischer Mumpitz für 1928

Von Ego.

Mir flattert ein Büchlein ins Wochenendhaus: A. M. Grimms Prophetischer Kalender für das Jahr 1928. Es ist ein „kosmosophisch-astrologischer Kalender für alle Stände und Kreise, mit besonderer Berücksichtigung für den Landmann, Gärtner und Förster“.

Da ist zunächst das Wetter für das Jahr 1928 auf den Tag genau festgelegt. Ich weiß z. B., daß es am 6. April 1928 regnen wird, mit Wind, Bewölkung und schwankender Temperatur. Ich werde meine Ferien im August nächsten Jahres nehmen, denn dieser Monat ist vorwiegend trocken, schön und warm.

Wenn ich zur Jagd, zum Fischen oder Vogelfang gehen will, so werde ich mich hüten, einen anderen Tag, als den zu wählen, der unter der Rubrik „Glückliche Zeiten“ angegeben ist. Wer Schweine züchtet, muß, um gutes Fleisch zu erhalten, den „glücklichen Zuchtkalender“ nachschlagen. Da sind die „günstigen Belegzeiten“ für alles, was da kreucht und fleucht, auf den Tag, die Stunde und Minute genau bestimmt. Sonst verwässert das Fleisch, trocknet zu sehr aus oder hält sich nicht.

Deutschlands Schicksal im Jahre 1928 steht unter dem Kennwort: „Kampf und Aufstieg“. „Ferner“, so steht geschrieben, „gibt es Aenderungen günstiger Art, Verbesserungen auf allen Gebieten, auch neue Freunde. Mit aller Wahrscheinlichkeit sogar ein Geheimbündnis. Erfolg und Glück im Wirtschaftlichen und Politischen sind gewiß; die Regierung gewinnt Macht und Ansehen und erntet Triumphe; Ansehen nach innen und außen. Schiffahrt, Handel und Verkehr blühen. Ja, man könnte von eine Blütejahr sprechen, wenn nicht nacht rauhe Einflüsse störend wirken würden.“ — Und das alles, alles, alles um die Sterne. Weil das „Solarhoroskop in das 4. Haus der Gründungsfigur mit Opposition zum Mars und guten Aspekten von Saturn und Uranus steht“. (?).

Erdbeben, Grubenunglücke, Tod von Parlamentariern, Eisenbahnunfälle, Pleiten von Banken, große Kämpfe, Skandale und Revolutionen stehen ebenfalls in Europa vor der Tür, sind auf den Tag genau festgelegt, wie ein Radioprogramm; und warum? Weil die Sonnenfinsternis vom 17. Juni in das neunte Haus fällt.

Der Januar bringt in der Welt Verkehrsunfälle und Blutvergießen. Der Februar heftige Kämpfe, Schlagwetterexplosionen; der März eine bemerkenswerte Hochzeit, Gastmähler und bedeutende diplomatische Unterhandlungen; der April viele Erkrankungen, Streiks, politische Unruhen; der Mai neue Verträge zwischen den Staaten; der Juni viele Todesfälle, Streit, Schlachten und Gefechte; der Juli Todesfälle von Gelehrten und Philosophen; der August Veränderungen in den Regierungen; der September Unglücke über Unglücke, Eisenbahnkatastrophen usw.; der Oktober neue Erfindungen; der November Finanzdebatten und der Dezember endlich wird als schrecklicher Abschluß der prophetischen Saison weitere Kämpfe, Schlachten, Tod von Staatsmännern und Verderben bringen.

Doch nicht genug mit dieser entsetzlichen Prophezeiung des Herrn Grimm. Auch das Schicksal der einzelnen Länder ist bereits besiegelt. Warum wandern die Holländer nicht aus, denn sie sehen schauderhaften Ereignissen entgegen. Weiter künden die persönlichen Jahresprognosen für den, der das Unglück hat, zwischen dem 21. und 31. März geboren zu sein, ein entsetzliches Schicksal. Man sollte diese unglücklichen Menschen lieber gleich bei ihrer Geburt, wie im alten Sparta, aussetzen, denn ihrer wartet, nach Herrn Grimms Horoskop, doch nur Unglück, Schande, Verbrechen, Verderben und Tod.

Am interessantesten ist der Abschnitt „Bionomische Tabellen — „Knabe oder Mädchen?“. — Auch hier wird alles schön nach ehernen Gesetzen geregelt.

A. M. Grimm kann sich freuen, daß er nicht im Mittelalter lebt: Die Inquisition würde ihn, als mit dem Bösen im Bunde, zum Scheiterhaufen-Tod verdammen, denn seine seherische Gabe grenzt ans Teuflische.
